



Donnerstag, am 14. März 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Trost in Krankheit.

Nach II. Buch Mose, Capitel 15, Vers 26.

Warum hast Du mich verlassen?
 Vater, meine Zuversicht!
 Deinen Rath kann ich nicht fassen;
 Deinen Weg versteh' ich nicht!
 Du, auf den ich hoffend baute,
 Dem ich kindlich mich vertraute,
 Hast Du Deine Retterhand
 Zürnend von mir abgewandt?

Soll ich durch das Dunkel gehen,
 Dann, mein Führer, leite mich!
 Laß mich unerhört nicht fluchen;
 Meine Seele hofft auf Dich!
 Nur zu Dir, Du Quell des Lebens,
 Flieh' im Schmerz ich nicht vergebens.
 Du nur, Vater, Du allein,
 Klößest neue Kraft mir ein.

Du erfüllst was Du verheißest;
 Denn Dein Wort steht ewig fest.
 Deine Treue werd' ich preisen,
 Wenn hier Alles mich verläßt.
 Ruhe liegt in dem Gedanken:
 Du, Herr, bist der Arzt der Kranken,
 Denn an Deinem Machtgebot
 Hängt das Leben und der Tod.

Sieh' auf mich mit Huld hernieder,
 Du, nach dem mein Herz sich sehnt;
 Stärke den Gebeugten wieder,
 Dessen Auge zu Dir thränt.

Laß mich nicht im Kampf ermüden,
 Sieh mir, Vater, Deinen Frieden.
 Froh ruft Dir mein Glaube zu:
 „Herr der Welt, mein Arzt bist Du!“
 Hohlfeldt.

Das Bett Nr. 11 im Hospital von Santa Cruz.

(Fortsetzung.)

5.

Am andern Morgen geriethen die Bewohner des Hospitals Santa Cruz und bald die von ganz Lissabon in gewaltiges Schrecken, denn Don Alonzo Henriquez, Grande von Portugal und Kammerer seiner apostolischen Majestät, war mit einem Dolch in der Kehle unweit des Hospitals ermordet gefunden worden. Alfonso Pereira und alle Hospitalbeamten mußten vor Gericht beschwören, daß sie kein Wissen von dem Morde hatten, und daß ihnen der Mörder unbekannt sey, auf dessen Dolch ein 3. eingegraben war. Die Untersuchungen gingen weiter. Alle Gerichte der Hauptstadt mußten die currenten Arbeiten bei Seite legen und sich mit der Mordgeschichte befassen; der erzürnte König ließ sogar durch öffentliche Ausrufe demjenigen einen Preis von zehn Tausend Dukaten zusichern, welcher irgend eine Spur zur Entdeckung des Verbrechers angeben könne. Einige Tage später ergab es sich, daß ein junger Mensch, der sich durch Malen von Wirthshauschildern ernährte, an jenem Morgen aus seiner Herberge entflohen sey. Auf

diesem blieb nun der Verdacht und ein flüchtiger, in der Stube des Entflohenen zurückgebliebener Entwurf, darstellend einen Wolf, der in Begriff, in einen Schafstall einzubrechen, von einem Jäger in den Hals gestochen wird, ward statt des Malers verbrannt.

Von allen Bewohnern des Hospitals war nur Eine Person nicht vor Gericht gezogen worden, nämlich Donna Maria, die aus der Ohnmacht erstanden, in ein heftiges Fieber verfallen war. Pereira ahnete nicht die Martern der Armen, die sich als die Ursache des Mordes ansah und als Maria die heftigste Krisis überstanden hatte, gelobte sie sich, zu schweigen bis in's Grab. Sie bat den Oheim, sie in das Kloster, in welchem sie erzogen worden, zurückzusenden und zwar auf immer, denn sie habe diesen Entschluß der heiligen Jungfrau gelobt. Pereira sah in diesem Begehre weder etwas Verdächtiges, noch Ungehöriges, und er willigte ein. Die dürstig genesene Maria that nun bald den Schritt, welcher sie von der Welt auf ewig trennte, und in frommer Wirksamkeit, wie in steten Busübungen suchte und fand sie allmählig den Frieden, welchen die Welt nicht geben kann. Sie betete für das Heil der armen Seele des Kämmerers und für den Frieden Zurbaran's, der ihr zu Liebe ein Mörder geworden war.

Jahre vergingen. Alfonso Pereira ermüdete nicht in seinem wohlthätigen Wirken, dessen Beschwerden ihm stets die freundliche Muse versüßte. Oft dachte er an Zurbaran, dessen Aufenthalt er nicht wußte und von dessen Bestrebungen ihm auch sonst nichts bekannt wurde.

Da erzählte ihm einst ein reisender Künstler, der im Hospital eingekehrt war, eine wunderbare Geschichte. In einer düstern Felskluft tief in der rauhen Sierra d'Odoleyte, welche Algarbien von Portugal trennt, berichtete der Fremde, wohnt ein fabelhaftes, wahrscheinlich halb verrücktes, aber geniales Wesen, nämlich ein Maler, den noch Niemand gesehen hat und dessen Atelier kein Mensch zu betreten wagt. Die Schauer der Lokalität schüzen ihn in seinem Incognito, mehr aber noch die Bewohner des Dorfes am Fuß der Berge, durch welches man hinansteigen muß. Diese Leute halten den Maler für den guten Genius des Berges und lassen keinen Neugierigen den einzigen Steig hinaufpassiren. Sie stellen ihm regelmäßig Speise und Trank auf einen Felsen, und der Geheimnißvolle tafelt wahrscheinlich bei Nacht, denn früh sind die Sachen verschwunden. Zum Danke verfertigt der Maler diesen Leuten kleine Heiligen- und Landschaftsbilder, die er auf den Speisefels legt, und die Dörfler nehmen diese Gaben mit Entzücken auf und schmücken ihre kleine Kirche damit. Auf jedem Bild-

chen steht: „nicht für die Zukunft,“ und darunter ein seltsam verzerrter Buchstabe, den ich selbst für ein Z. halte.

„Für ein Z.“ frug Pereira mit Eifer, denn so gleich erinnerte er sich an Zurbaran. „Habt Ihr ein Bild von diesem Manne gesehen?“

„Mehr als eins,“ antwortete der Fremde. „Ich trieb mich, von Neugier und einer Art Kunstlaune bezwogen, über ein halbes Jahr im Dorfe an der Sierra d'Odoleyte herum, der Sache auf die Spur zu kommen. Ich wandte Alles an, Bitten, Bestechungen, um nur Einen der Dörfler zu gewinnen, ich knüpfte Liebschaften an, aber die jungen Dirnen, welche geneigt waren, mir Alles zu gewähren, stießen mich mit Abscheu zurück, wenn ich sie in der vertrautesten Stunde bat, mich einmal auf den Speisefels mit zu nehmen. Ich durfte bloß die Bilder des unsichtbaren Meisters studiren, und das war auch ein Genuß, den ich wohl nie mehr haben werde.“

„Wie waren die Bilder? Erzählt, ich bitte Euch, Herr!“ rief Pereira in größter Neugier.

„Genial!“ rief der Fremde, „meisterhaft; ich weiß keinen bezeichnendern Ausdruck. Trotzdem, daß die Gestalten und Gruppen mit der größten Nachlässigkeit hingeworfen waren, aus der oft eine bizarre, wilde Laune sprach, so mußte man dieß hohe Talent beneiden, dem so Außerordentliches gegönnt war, und auch andern Theils bedauern, daß es in so unwürdigem Treiben verkümmerte und nichts that, seinen Ruhm dauernd zu befestigen. Am räthselhaftesten war mir das Colorit seiner Bilder; wenn ich dieß Farbengeheimniß erforschen könnte, ich schriebe es nieder zum Nutzen der Welt und dann wollte ich gern sterben. Was für Effecte er erzielte, welche magische Lichter, welche schaurige Dämmerungen er zu zaubern verstand, und welche lebendige Augen seine Köpfe hatten — o dieser Mann überflügelt ja fast die Natur, diese ewige Lehrmeisterin! Welch herrliches Genie geht in ihm verloren!“

„Nun, was machen denn die Dorfbewohner mit den schönen, wunderbaren Bildern?“ fragte Pereira. „Verdumpfen diese Kunstschätze in jenem elenden Dorfkirchlein? Da sollte die Regierung einschreiten und die Leute auf irgend eine Weise abfinden.“

Lächelnd schüttelte der Fremde den Kopf. „Das nützt nichts,“ sprach er; „hört nur weiter. Jene Dörfler geizen etwa nicht mit den Bildwerken des großen Unsichtbaren; sie verkaufen deren um einen Pappenstiel; ich habe sogar einige zum Geschenk erhalten, und ich freute mich kindisch darüber, weil ich die wunderbarste und traurigste Eigenschaft dieser Werke noch nicht kannte.“

Die Leute bemitleideten meine Freude und machten mich aufmerksam auf die Unterschrift: „nicht für die Zukunft!“ und endlich sah ich meine Thorheit ein. Die Bilder des wunderbaren Malers nämlich verblichen an Luft und Licht schon in einigen Tagen, und schließt man sie hermetisch ein, so halten sie sich allenfalls einige Wochen, dann werden aber die Tinten immer dunkler und endlich liegt nur eine pechschwarze Masse auf der Leinwand. Berühmte Chemiker haben es versucht, solche erbleichende Bilder zu retouchiren, aber so wie sie nur einen Pinselstrich darauf thaten, so schien sich der Firniß, welcher auf den Bildern lag, aufzulösen und Alles floß in einander wie auf Löschpapier. Der Maler hat ein verzweifelltes Geheimniß, seine Werke der Zukunft zu entreißen, und jene Dörfler freuen sich, daß kein Mensch ihrem Meister in die Karte sehen kann. Sie trösteten sich über das Verschwinden der Bilder, weil der Maler immer neue verfertigt, auch oft die alten auffrischt, wenn man sie ihm auf den Speisefelsen legt. Das einzige Bild, welches er etwas dauerhafter gemalt hat, ist eine Madonna am Hochaltar der Dorfkirche, und wenn es etwas zu erbleichen anfängt, was alle Vierteljahre geschehen soll, so trägt es ein Priester Abends auf den Felsen und am Morgen ist es retouchirt und glänzt in neuem und noch schönerem Glanz der abholenden Prozession entgegen. Ich habe stundenlang, tagelang vor diesem Bilde gesessen, und auch eine kleine Copie davon entworfen, die sich aber zu dem Original verhält, wie etwa der Strohmantel eines Bettlers zum Festornate des Cardinal-*Inquisitors*. Ehe ich hierher kam, war ich im Kloster der barmherzigen Schwestern, um mir ein gerühmtes Bildwerk der Kirche anzusehen, und da frappirte es mich, daß die Pförtnerin, welche mich begleitete, jener Madonna so ähnlich war, als habe sie dazu gesessen.“

Bei diesen Worten zog der Künstler aus einem Por-

tefeuille ein sauber gearbeitetes Miniaturbild hervor und überreichte es dem Doktor. Mit Staunen sah dieser das täuschend ähnliche, aber fast verklärte Porträt seiner Nichte und nun ward ihm Alles klar; nun wußte er, daß jener geheimnißvolle Meister Niemand anders war als Zurbaran, und daß dieser den Kämmerer erdolcht habe aus überspannter Leidenschaft für Donna Maria.

(Beschluß folgt.)

Gesellschafter im Literatur- und Kunst- Leben.

* * Die „Allgemeine Zeitung“ theilte unlängst eine sehr interessante Charakteristik mit, die der bekannte Missionär Gücklaff aus Berlin in seinem „eröffneten China“ von dem gegenwärtigen Beherrscher des Reichs der Mitte entwirft. Nunmehr bringt auch das „Ausland“ aus demselben Werke größere Auszüge, von denen insbesondere die Nachrichten über die kaiserliche Familie und deren Hauspolitik das lebhafteste Interesse anregen.

* * * Der Leo-Hegelsche Streit fand in den letzten Wochen eine sehr gründliche Besprechung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wodurch den verschiedenen Parteien ihre Stand- und Gesichtspunkte in prägnanter Weise nachgewiesen werden. Man sieht daraus, daß in gewissen Bezügen beide recht und beide wieder unrecht haben, wie dieß in leidenschaftlichen Debatten stets zu geschehen pflegt.

* * * Karl Riedel in Bamberg, ehemaliger Mitredakteur des „Fränkischen Merkurs“ wird binnen Kurzem einen komischen Roman ediren, der, dem Vernehmen nach, sich als zweiter „Peter Schlemihl“ geltend machen will. Das Talent Riedel's ist der Beachtung werth. Dyonis.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Lübeck.

(Beschluß.)

Merkwürdig ist es, daß Cuterpe hier, wo der Materialismus sonst alle geistigen Blüten gepflückt, unter allen Ständen große Verehrer zählt. Unser Musikdirector Herrmann leistet wahrhaft Treffliches; in unsern Gesangsvereinen hört man Stimmen, worauf jede Bühne stolz seyn könnte. Männer, welche den ganzen Tag im Comtoir oder auf Waarenböden gearbeitet haben, suchen am späten Abend im Kreis ihrer Familie hinter dem Notenpult die Erholung und veranstalten Concerte, wo die schwierigsten Compositionen von Dilettanten unserer ersten Familien mit bewunderungswürdiger Fertigkeit ausgeführt werden, wo

mich der Gesang unserer schlanken, blauäugigen Lübeckerinnen nicht selten erfreut hat. Unsere eigentlichen Musiker üben ihre Kunst nicht als Kunst, sondern als Handwerk. Sie sind zünftig und theilen sich in eine erste und zweite Klasse. Durch Zunftfesseln wird der Musik jeder feine Blütenstaub abgestreift, sie wird ein Pegasus im Joche, welcher für seinen Herrn, damit dieser Korn zum Brodbacken erhalte, den Pflug zieht. Die Musiker der ersten Klasse muß der Schauspieldirector für sein Orchester engagiren; aber nie konnten sie mich bei leichter, verrauschender Rossinimusik befriedigen; ihr Vortrag ist mit einem Worte zu schwerfällig, nie idealisch.

Von Lübeck's Literatur mit Zuhör, weiß ich nur wenig zu sagen. Wir haben tüchtige Fachgelehrte, Aerzte, Advokaten, Geistliche; unsere literarischen Bestrebungen stehen jedoch tief unter dem Gefrierpunkt. Ich schiebe alle

Schuld auf den Materialismus, welcher um so berber und colossaler auftritt, je deutlicher unsere Stadt in den Kreis des Krebses tritt, je mehr die kleinlichen Interessen des Tages und des Verdienstes auch die Gelehrten beschäftigen müssen. Unsere zwei Buchhandlungen, mit Sortimentshandel beschäftigt, beschränken ihren Verlag auf Localbrotschüren, obgleich die v. Rohden'sche jährlich größere Kräfte entfaltet. In ihrem Verlage erscheint unser einziges Blatt, die „Neuen Lübeckischen Blätter,“ welche nur durch Unterstützung einer patriotischen Gesellschaft ihr Daseyn erhalten. Sie sind in jeder Beziehung „Lübsch,“ haben weder belletristische noch wissenschaftliche Farbe, werden für Bürger und Bauer geschrieben und zahlen kein Honorar. Ihre Spalten raisonniren über Schulwesen und über Brodpreise, vertheidigten Lübeck, als es im „Freihafen“ portrairt wurde, so recht à la Don Quixote und numeriren ihre Mitarbeiter wie Berlin seine Eckensteher. Im Auslande, d. h. in Deutschland, kennt man sie nicht. Traurig ist es aber, daß unsere Stadt kein belletristisches, kein wissenschaftliches Organ zu unterhalten vermag, daß die Lectüre unseres Mittelstandes sich auf die Hamburger Tritsch-Tratschblätter, auf einen Beobachter, Freischütz ic. beschränkt und dadurch jeder gesunde Geschmack schon im Keime erstickt wird. — Unsere Stadtbibliothek vervollständigt sich nicht durch die Gegenwart, bietet aber aus alter Zeit Bücher, Manuscripte, Raritäten in Menge. Von den letzteren will ich nur deshalb den Koller*) des Gustav Wasa, welcher durch Lübeck auf den schwedischen Thron gesetzt wurde, erwähnen, um daran ein anderes, nicht uninteressantes Factum zu knüpfen. Der vertriebene schwedische König, Oberst Gustavsohn, erschien, landflüchtig, wie sein großer Ahne, dessen letzter Nachkomme er war, in Lübeck und sprach, als er die Kleidung seines Ahnherrn, das Auge voller Thränen aufmerksam betrachtete: „Ja! Damals war das Zeitalter der Kraft und des Heldensinns, jetzt ist es das Zeitalter der Feigheit und der Niederträchtigkeit!“

Ich begnüge mich Ihnen dieses historische Factum zu erzählen, ohne es mit Stoffen zu beladen. Aber welche Gefühle mögen im Busen des abgesetzten Königs aufgestiegen seyn, als er jene Worte sprach! Wie ernst mag ihn das Kleid, welches der Gründer seines Geschlechtes trug, an seine Vergangenheit gemahnt haben! —

Ich muß wieder in das Fahrwasser einer Correspondenz eintreten und Ihnen einiges aus dem Tagesleben unserer Stadt mittheilen; denn das ist der Fluch, welcher allen Berichterstattern an ihrer Ferse hängt, daß sie Tragisches und Komisches zum bunten Kleide vereinigen sollen.

Lübeck hat, um seinen Fortschritt im Geiste der Zeit zu documentiren, einen Mäßigkeitsverein organisiert und den Branntweimbrennern und Branntweintrinkern den Krieg erklärt. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich kein Freund dieser Zeitauswüchse bin, welche doch mehr oder minder dem schleichenden Pietismus verwandt sind und selten reellen Nutzen bringen. Wie sollen die Mäßigkeitsvereine Gutes wirken, wenn sie oben ausgehen, wo man den Branntwein nur dem Namen nach kennt, weil der Wein in Strömen fließt? Wie, wenn man dem gemeinen Manne keinen Ersatz für sein Getränk zu geben vermag? Bier ist kein Ersatz für den Branntwein in den Tagen eines nordischen Winters und in schwüler Sommerhize. Ich gebe zu, daß im Branntwein die Quelle unsäglichen Glends liegt; aber man erkenne auch seinen Nutzen als Getränk für die untere Volksklasse. Mißbrauch schadet überall. Warum verbietet man nicht das Feuer, wenn seine Flamme doch Städte und Dörfer verzehrt und so viele Familien in's Unglück stürzt? Weil es

*) Man sagt gewöhnlich, Gustav Wasa sey als Däsefrenker verkleidet in Lübeck erschienen, jener Koller beweist, daß er die Rittertracht der damaligen Zeit trug.

nirgends entbehrt werden kann und auch im Volke kann der Schnaps nicht entbehrt werden. Seht nach Nordamerika, dem Vaterlande der Mäßigkeitsvereine, und ihr werdet finden, daß nirgends mehr getrunken wird, als gerade dort. Die Matrosen englischer Schiffe müssen schwören, kein Glas Branntwein zu trinken, und stürzen ihn in Tassen, wie ich selbst sah, hinunter. Was ist da für Gewinn? Demoralisation. Drängt dem Volke keine Mäßigkeitsvereine auf, sondern wartet bis es selbst reif wird, Mäßigkeitsvereine zu bilden.

Ich glaube mich vollkommen berechtigt in dieser Sache mein öffentliches Botum abzugeben und werde es vielleicht späterhin in selbstständiger Schrift thun. Schwerlich wird ein Land durch Mäßigkeitsvereine, wie sie sind, einen Zuwachs an glücklichen Gütern erhalten, wohl aber werden sie mit der Zeit eine Spannung zwischen höhern und niederen Volksklassen erregen.

Ein anderer Verein hat vor kurzer Zeit in Lübeck sein funfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Er ist Lübeck's Stolz, denn — um es freimüthig zu sagen, — ohne ihn wäre unser Staat ganz im grauen Wüste der Herkömmlichkeit verschwunden. Ich spreche von der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit.“ Der Titel ist lang, aber das thut nichts; sein Verdienst um Lübeck ist weit größer; denn unter ihm traten Männer zusammen, welche das herrliche Ziel Gemeinwohl erringen. Es wäre zu weitläufig, hier seine Thätigkeit, welche sich nach allen Theilen unseres Staatskörpers ausstreckt, zu entfalten; aber ihm verdankt Lübeck seinen Friedhof vor dem Thore, seine Gartenanlagen, sein Schullehrerseminar, sein Taubstummeninstitut, seine Gewerbsniederlage, die Schwimmanstalt, die Spar- und Anleihekasse, Naturaliensammlungen, eine Bibliothek, Dienstprämien, eine Sonntagschule, Sternwarte, ja, ihm verdankt es sogar — die „neuen Lübeckischen Blätter,“ welche zur Feier seines Jubiläums einen Morgengruß lieferten, den ich als das non plus ultra der Abgeschmacktheit erkennen muß. Es hieß darin unter anderem Unsinn:

„Wenn in immer weitem Gartenräumen
Blüthen duft des Wandrers Aug' entzückt!“

Der Verfasser muß ganz verückt gewesen seyn, als er in poetischer Begeisterung, worin er seinen Morgengruß fabricirte, den Blüthenduft verkörpert vor sich aufsteigen sah. Vielleicht hat Deutschland in ihm einen neuen Schiller zu erwarten, denn die Poesie äußert sich gern in Extremen.

Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen noch einen dritten Verein vorführe. Lübeck ist die Vaterstadt des Malers Overbeck und besitzt nur ein einziges Gemälde dieses Künstlers: den Einzug Christi in Jerusalem. Aus der Entwicklungsperiode Overbeck's herkommend, trägt es noch nicht den Adel der geläuterten Kraft, läßt aber das Genie nirgends verkennen. Für Lübeck ist es von großem Werth. Jetzt hat man sich zur Erwerbung eines zweiten Gemäldes entschlossen und die obenerwähnte Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, gab als ihren Antheil: tausend Mark dazu her. Das Unternehmen ist durchaus lobenswerth, doch wundert es mich, daß es, früher sehr wenig, fast gar keinen Anklang findend, plötzlich mit allgemeiner Begeisterung erneuert ward. Der Maler wird das Gemälde: „Die Grablegung Christi“, Mitte künftigen Jahres, wie er selbst schreibt, beginnen und für die von ihm verehrte Vaterstadt ohne Zweifel ein Meisterstück schaffen, welches im Säulengange der Marienkirche seinen Platz finden wird.

Es bleibt mir noch viel zu erzählen übrig, doch hoffe ich, geschätzter Herr Redacteur, daß Ihr Blatt mir nicht verschlossen ist, wenn ich zum zweiten Mal vor dem Thore desselben halte. Dieser Trost erleichtert mir jetzt das Scheiden. A revoir!

Den 7. Februar 1839.